

Professor Gottfried Guggebühl : 3. April 1888 - 23. Januar 1959

Autor(en): **Hunziker, Fritz**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **80 (1960)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Professor Gottfried Guggenbühl

3. April 1888 — 23. Januar 1959

Als am Nachmittag des 23. Januars 1959 sich die Kunde vom unerwarteten Hinschied Gottfried Guggenbühls verbreitete, erregte sie weitherum Bestürzung und Trauer. «Gottfried Guggenbühls Tod ist ein Verlust für die geistige Schweiz», schrieb mit Recht der Sohn des mit dem Heimgegangenen eng befreundeten Nationalrates Theodor Gut in dem eindrucksvollen Gedenkwort, das er dem getreuen Leser und Mitarbeiter der «Zürichsee-Zeitung» widmete. Gottfried Guggenbühls Tod war aber auch ein schmerzlicher Verlust für seinen Heimatkanton Zürich, für dessen Schulwesen, für die ganze Zürichseeegend und nicht zuletzt für die, die sich als seine Freunde betrachten durften.

Der spätere begeisterte Seeanwohner war nicht am See geboren, sondern in Hombrechtikon, das jedoch so gut wie das benachbarte Oetwil am See gewissermassen in die äusserste Randzone des Seegebietes einzubeziehen ist. Aber er war in Küsnacht verbürgert, wuchs dort auf, besuchte die Pflanzschule so manches bedeutenden Zürchers, das Küsnachter Seminar, und blieb seinem Bürgerort bis zum Tode treu. Nichts hätte ihn wohl bewegen können, in die benachbarte Stadt überzusiedeln. Er gehörte zum Dorfbild von Küsnacht, wie er mit schwarzem Hut, mit hinter scharfen Brillengläsern munter blitzenden Augen, den kurzen Stumpen im Munde, mit raschen, kräftigen Schritten dem Bahnhof zusteuerte.

Das Küsnachter Seminar war es auch, das Gottfried Guggenbühls Dasein Ziel und Richtung wies. Sein Geschichtslehrer, Karl Dändliker, aus der Schule der hervorragenden Professoren Georg von Wyss und Max Büdinger hervorgegangen, war ein Historiker, der sich durch zahlreiche Veröffentlichungen, vor allem aber seine volks-

tümliche Schweizergeschichte und seine grundlegende Geschichte des Kantons Zürich einen geachteten Namen gemacht hatte. Bedächtig, zurückhaltend, ja ängstlich, kurz, von ganz anderem Schlag als der junge, lebhaft Seminarist, erspürte Dändliker doch dessen Neigung und Begabung für die Historie, und er wurde zu seinem treuen Ratgeber und Förderer. Es ist typisch für Gottfried Guggenbühl, der einen ihm erwiesenen Dienst nie vergass, dass er eine der ersten Publikationen seinem Lehrer widmete.

Auf die Seminarzeit folgte das Studium, dem sich der junge Historiker mit Begeisterung, Fleiss und zähem Arbeitswillen hingab. Er bewältigte es in kürzester Zeitspanne und erfolgreich mit dem Examensprädikat «summa cum laude» und mit einer ihm von Wilhelm Oechsli zugewiesenen Dissertation «Zürichs Anteil am Zweiten Villmergerkrieg von 1712». Er hielt sich trotz dem ihm eigenen Hang zur Ungebundenheit als Student fest im Zügel, füllte vorerst Bildungslücken aus (er war im Lateinischen und Griechischen absolut sattelfest und einem Gymnasiasten ebenbürtig) und machte sich die ihm von seinen Lehrern Meyer von Knonau, Oechsli und Dändliker vorgelebte wissenschaftliche Akribie zum ehernen Gesetz.

Gottfried Guggenbühls ganze Art verbot ihm bei aller Freude an der Gelehrsamkeit eine Stubengelehrtenexistenz. Sein lebhafter Geist drängte nach Mitteilung, Auseinandersetzung und spürbarem Widerhall. So suchte und fand er den Weg ins Lehramt, zunächst an zwei kantonalen Mittelschulen, der Handels- und nachher der Oberrealschule. Die Wirksamkeit an der Handelsschule trug ihm die Freundschaft des unvergesslichen Geschichtslehrers Hans Schneider ein, mit dem er sich trotz grosser Wesensverschiedenheit vortrefflich verstand und im Streben zusammenfand, den Geschichtsunterricht an der Mittelschule zu vertiefen und in der Richtung der staatsbürgerlichen Erziehung besser auszuwerten. Damit fasste bei dem jungen Lehrer ein Leitgedanke Wurzel, der einen wesentlichen Teil seines künftigen Tuns bestimmte: die Geschichte nicht als eine Summe von Vorgängen, Namen und Daten erscheinen zu lassen, sondern sie durch zeitgenössische Dokumente zu veranschaulichen, den Sinn für historisches Geschehen zu schärfen und für die politischen Vorgänge der Gegenwart fruchtbar zu machen. Das war denn auch die Aufgabe der sorgfältig zusammengestellten «Quellenbücher für den Unterricht an schweizerischen Mittelschulen», die er zuerst mit Heinrich Flach, dann mit Otto Weiss und zuletzt mit Hans C. Huber herausgab, und die als anregende Hilfsmittel aus



G. Huggenbühl.

dem Unterricht unserer Mittelschule nicht mehr wegzudenken sind. Mit eigentlicher Leidenschaft verfolgte er das Ziel, die jungen Menschen an das politische Geschehen und an den Staat heranzuführen und sie zu selbständig denkenden, verantwortungsbewussten und aktiven Bürgern heranzubilden. In ihm glühte etwas von dem heiligen Feuer der Männer von 1830, die aus weitblickender Erkenntnis heraus als Voraussetzung für die gedeihliche Ausübung der demokratischen Rechte eine gute Volksbildung gefordert hatten. Er glaubte, ihr Erbe zu erweitern und zu verfeinern, wenn er, den komplizierter gewordenen Verhältnissen entsprechend, sich für jede Form staatsbürgerlicher Ausbildung einsetzte. Stets war er auf dem Platze, wenn es in diesem Bereich etwas zu schaffen oder zu verbessern galt, selten als lauter theoretischer Rufer, dafür aber als um so tatkräftigerer Ratgeber und Helfer. So war es unter anderem bei Plan und Verwirklichung des von Erziehungsdirektor Karl Hafner angeregten Zürcher Bürger- und Heimatbuches, dessen Gestaltung er massgebend beeinflusste.

So begeistert und begeisternd er sein Amt als Mittelschullehrer verwaltete, so sehr lockte ihn, was bei seiner Begabung nicht überraschte, das Wirkungsfeld unter der akademischen Jugend, das ihm zudem weiteren Spielraum für seine wissenschaftliche Arbeit sicherte. Er habilitierte sich 1921 an der Eidgenössischen Technischen Hochschule für Neue Geschichte, und es war eine verdiente Anerkennung dieser Tätigkeit, dass ihm 1929 die Professur für Geschichte, insbesondere Schweizergeschichte und schweizerische Verfassungskunde, übertragen wurde. Er hatte sie nahezu drei Jahrzehnte mit Auszeichnung inne.

Er war der richtige Mann, den Hörern der Freifächerabteilung geschichtliches Wissen und geschichtliches Denken in packender Form darzubieten und selbst der etwas delikaten Materie der Verfassungskunde das Odium der Trockenheit zu nehmen. Es war denn auch in den kritischen Jahren vor und nach dem Zweiten Weltkrieg ausserordentlich wichtig, dass das Fach der Geschichte an unseren höheren Lehranstalten in unverrückbar schweizerischem und demokratischem Geiste gelehrt wurde. Und es war eine glückliche Fügung, dass in jener Zeit der Arglist an den beiden Hochschulen von Zürich Persönlichkeiten wirkten, denen der Wille, das Wissen und das Wort gegeben war, ihren Mitbürgern, den jungen zumal, mit allem Nachdruck zu sagen, was nottat. Gottfried Guggenbühl stand in ihrer vordersten Reihe.

Neben dem Lehramt gab sich Gottfried Guggenbühl mit unermüdlicher Arbeitsfreude der wissenschaftlichen Betätigung hin. Während seiner Privatdozentenzeit erschien 1924 der erste Band seiner grossangelegten Monographie «Paul Usteri 1768—1831. Ein schweizerischer Staatsmann aus der Zeit der französischen Vorherrschaft und des Frühliberalismus». Mit sicherem Blick hatte der junge Gelehrte den Griff nach einem Mann und einem Stoff getan, zu dem es ihn hinzog und dem er sich innerlich verbunden fühlte. Es war der feurige Vorkämpfer für die liberale Idee und der besonnene Mediator zwischen Stadt und Land, und es war die Zeit, in der sein Wirken reifte und Früchte zu tragen begann. 1932 wurde durch den zweiten Band das verdienstvolle Werk abgeschlossen, mit dem einer der bedeutendsten Schöpfer der neuen zürcherischen Staatsordnung gebührend gewürdigt wurde.

In einer gewissen Verbindung zu diesem Werk steht, wenn es auch ganz anderer Art ist, das Buch, das Gottfried Guggenbühl 1936 unter dem Titel «Der Landbote 1836—1936» erscheinen liess: die bekannte demokratische Winterthurer Zeitung war ja massgebend an dem Aufstieg der demokratischen Partei und der Wandlung der repräsentativen zur reinen demokratischen Staatsform in der Verfassung von 1869 beteiligt. Der Verfasser hebt im Vorwort hervor, dass er «weder den Auftrag noch die Absicht hatte, eine sogenannte Festschrift zu schreiben». Es ist auch weit mehr als das geworden: die spürbare Freude des Autors, sich im journalistischen Bereich zu tummeln, und die Begeisterung des Historikers für eine kampf-durchtobte Epoche der neueren Zürcher Geschichte tragen ihn weit über jenen Rahmen hinaus. So entstand ein Meisterstück. Es ist und bleibt bewundernswert, wie Gottfried Guggenbühl die zürcherische Geschichte jener zehn Jahrzehnte in die Geschehnisse der Zeitung hineinprojiziert. Dass dabei das Temperament des Journalisten das des Historikers gelegentlich etwas überdeckt, ist ebenso verständlich als fruchtbar: das Werk hält von der ersten bis zur letzten Seite im Bann und liest sich stellenweise wie ein spannender Roman. Das Faszinierende, das von dem Buch ausgeht, hat seinen Grund wohl nicht zuletzt darin, dass der Verfasser immer etwas bei den Journalisten zünftig war und sich hier in seinem Elemente fühlte. Er schrieb gern, und er schrieb gut. Neben dem Lehramt, der wissenschaftlichen Arbeit und der Mitwirkung in verschiedenen wichtigen Kommissionen bedeutete es ihm Bedürfnis und Ausspannung, in der Presse zu bedeutsamen schweizerischen Tagesfragen oder zu allerlei

helvetischen Zeiterscheinungen das Wort zu ergreifen. Er tat es frisch von der Leber weg, mit Humor und in oft eigenwillig plastischem Stil. So lernten ihn jahrelang die Leser der NZZ, später die der Zürichsee-Zeitung und auch anderer Blätter kennen, und nicht wenige fanden an seiner urwüchsigen Art Gefallen. In der Formulierung dessen, was er dem Leserpublikum unmissverständlich sagen wollte, gelang ihm mancher originelle Wurf. So etwa, wenn er in der Schrift «Zur Erinnerung an den Tag von Uster» die denkwürdige Versammlung einleitend folgendermassen charakterisierte: «Die Versammlung von Uster macht den Eindruck eines temperierten Vulkans.» Oder wenn er in dem Artikel «Neujahrswünsche» (Zürichsee-Zeitung vom 27. Dezember 1952) der über die hemmungslose Kritiklust ihrer «Untertanen» ungehaltenen Bundesräte gedenkt und dazu bemerkt: «Ihre Mahnung ging unter anderem dahin, das demokratische Gespräch, so lebhaft und mitunter auch spritzig es geführt werden darf, zu versachlichen und, wenn man sich zu persönlichen Vorwürfen gereizt fühlen sollte, den Wortschatz der schweizerischen Kraftausdrücke nicht völlig auszuschöpfen. Obschon diese Reden von denen, die es angeht, mit einem Rest von Hochachtung zur Kenntnis genommen wurden, ist doch zu bezweifeln, ob die Mahnung zur Mässigung auf lange Sicht viel fruchte. Warum sollten aber die Bundesräte ihre Mitbürger, von denen nun eben jeder zweite oder dritte — und oft aus begreiflichen Gründen — klagt und schimpft, hie und da nicht wenigstens bitten, den sauren kritischen Wein, der gerne doppeliterweise aufgetischt wird, gerade in unseren Zeiten, in denen man ja den Saft der Reben sogar von Staats wegen panscht, durch ausgiebigen Verschnitt zu versüssen? . . .»

Gottfried Guggenbühl war ein Journalist mit feingeschärftem Gewissen; Saloppheit und Schaumschlägerei verabscheute er. Das hat ihm einer bezeugt, der es wissen musste, Dr. Theodor Gut, der Redaktor der «Zürichsee-Zeitung»: «Gottfried Guggenbühl wollte in seinen Artikeln nicht in der Toga des akademischen Lehrers einerschreiten; sie waren Anmerkungen, Anregungen, keine Lehrstücke und keine politischen Manifeste. Aber welche Genauigkeit steckte hinter diesen scheinbar leicht hingeworfenen, leicht zu lesenden Aufsätzen! Ich glaube, behaupten zu dürfen, dass in bald zehn Jahren nie ein einziger Druckfehler sie entstellte, las doch der Verfasser jeden Artikel, nachdem er korrigiert worden, und nachdem er auf der Seite zusammengestellt war, selber noch zweimal.

Und mochten seine sarkastischen Bemerkungen fast wie im Spiel hingesetzt scheinen: jedes Wort war überlegt und wurde von ihm verantwortet.»

In seinem Lebensbild Karl Dändlikers wies Gottfried Guggenbühl in einem besonderen Abschnitt: «Lehrer des Volkes. Die Schweizer Geschichte» auf das Werk hin, das den Namen Dändliker in weiteste Kreise getragen hat: «Die Geschichte der Schweiz mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung des Verfassungs- und Kulturlebens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.» Er war wie wenige vertraut mit dem unablässigen Ringen des verdienten Mannes um diese weitausgreifende historische Schau, von der 1883 der erste, 1888 der dritte und letzte Band erschien. Er kannte auch genau die Ziele, die sich der Verfasser gesteckt hatte: «Die Darstellung muss schön, nach dem Muster der höchsten Meister der historischen Kunst unserer Zeit sein; sie muss Genuss und Belehrung bieten. Das ermüdende kritische Gerüst muss abgetragen sein, die Arbeit muss in ihrer vollen Bereinigung erscheinen; es dürfen nicht die Anmerkungen, die jede Seite füllen, den Genuss stören...»

Ob ihm das Beispiel seines Lehrers vorschwebte, als er sich bestimmen liess, dem immerhin rund fünfzig Jahre alten und im Buchhandel seltener werdenden Werk ein eigenes Buch folgen zu lassen, sei dahingestellt. Im Vorwort ist klar die Richtschnur gezogen: «Diese zweibändige Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft» ist, obwohl sie keine Fussnoten und Bücherverzeichnisse aufweist, unter möglichster Verwertung der historischen Quellen und der umfangreichen Fachliteratur, also in wissenschaftlicher Verantwortung, geschrieben worden, wendet sich jedoch an einen weiten Leserkreis.» Der Autor ist ihr peinlich gefolgt, er ist ein fesselnder Schilderer, und so erschien 1947/48 ein umfangreiches, treffliches Werk, nicht nur mit Kopf und Feder, sondern auch mit dem Herzen geschrieben. Und jedenfalls traf auf den Verfasser das Wort nicht zu, das er einst von seinem sonst so verehrten Vorgänger geprägt hatte: «So sehr er historisch denken konnte, so fehlte ihm der spezifisch politische Sinn.» Es war eine gediegene Gelehrtengebe des Dozenten für Schweizer Geschichte an der obersten eidgenössischen Schule zur Hundertjahrfeier des schweizerischen Bundesstaates, und der Buchpreis der Schweizerischen Schillerstiftung bedeutete eine wohlverdiente Ehrung.

Kaum hatte Gottfried Guggenbühl dieses gewichtige Werk unter Dach gebracht, so winkte ihm eine neue grosse Aufgabe: die Fest-

schrift zum hundertjährigen Bestehen der Eidgenössischen Technischen Hochschule (1955). Es war, wie der Autor in der Einleitung vermerkte, «eine ehrenvolle, insofern aber nicht in jeder Beziehung dankbare Aufgabe, die Geschichte der Eidgenössischen Technischen Hochschule zu schreiben, als der vorgesehene Umfang zu gedrängter Kürze zwang». Gottfried Guggenbühl ist ihr vorzüglich gerecht geworden, und er meisterte nicht zuletzt das heikle Problem, die wesentliche Vorarbeit, die Wilhelm Oechsli mit der Festschrift 1905 geleistet, ehrend und klug in seine Darstellung zu verweben. Die Entwicklung seit 1905 wird knapp und klar aufgezeigt, und die führenden Persönlichkeiten werden in anschaulichen Porträts gezeichnet. Diese entbehren nicht feiner Einzelzüge: wie schön rundet sich zum Beispiel das Bild des markanten Schulratspräsidenten Rohn, wenn die Schilderung der Abschiedsfeier vom 15. Januar 1949 in die Worte ausklingt: «Als Rohn hierauf dem Ausgang zuschritt, wandte er sich noch einmal um, warf einen letzten, langen Blick auf die Versammlung und verliess dann, begleitet von anhaltendem Beifallsgetrappel und Händeklatschen, den von Abschiedsstimmung erfüllten weiten Raum.»

Neben und zwischen diesen umfangreichen wissenschaftlichen Leistungen zeugte eine Fülle von kleineren Arbeiten, Vorträgen und Reden vom unermüdlichen Schaffensdrang und der fast unerschöpflichen Schaffenskraft Gottfried Guggenbühls. Es sei etwa an die Schrift «Zur Erinnerung an den Tag von Uster» (1930) oder an die vielbeachtete Rede an der Ustertagfeier 1933 erinnert, die unter dem Titel «Zwischen Fronten und Parteien» erschien; der Redner schuf darin dem von seinem Freunde, Nationalrat Theodor Gut, ergangenen Ruf zur Sammlung der Demokraten, Freisinnigen und Bauern eindrucksvoll Nachhall. Sowohl die Ustertagschrift wie die Ustertagrede heben den politischen Standort Gottfried Guggenbühls deutlich hervor: er war und blieb ein treues und überzeugtes Mitglied der demokratischen Partei. Er diente ihr in verschiedenen Ämtern, für kürzere Zeit auch als Präsident, vor allem aber als vom Kantonsrat gewähltes Mitglied des Erziehungsrates. Die Betätigung in der obersten Erziehungsbehörde des Kantons bot ihm wohl mehr Befriedigung als das Wirken im Parlament, für das er wahrhaftig hervorragend befähigt gewesen wäre, und er übte sie seit 1935 bis zu seinem Tode mit nie erlahmender Hingabe und Gewissenhaftigkeit aus. Sie entsprach durchaus seiner menschlichen und politischen Neigung. Denn er war mit der Jugend verbunden;

er liebte sie und verfocht ihre Rechte, wo und wann es ihm möglich war. Nie verfehlte er, mit Nachdruck und allenfalls mit Sarkasmus an eines zu erinnern: alle Gesetze, Verordnungen, Reglemente usw., über die der Erziehungsrat zu befinden hat, dürfen nur das Wohl der Jugend — vom Kindergarten bis zur Hochschule — zum Ziele haben und keinesfalls zum Tummelplatz der Bürokratie oder einseitiger Lehrerinteressen werden. Als einstiger Küssnacher Seminarist und Mittelschullehrer verfolgte er die Angelegenheiten der Lehrerbildung und der Mittelschulen mit besonderer Anteilnahme. Seine Voten zeugten von sorgfältigem Aktenstudium und — wozu sein vorzügliches Gedächtnis nicht wenig beitrug — von souveräner Beherrschung der Materie. Er vertrat seine Ansichten scharf, nicht selten angrifflig, aber er wusste Menschen und Sache zu trennen, und er war der erste, nach hitzigem Gefecht dem Kollegen die Hand zu drücken und ihm die persönliche Achtung zu bekunden. In den mehr als zwanzig Jahren seiner Zugehörigkeit zum Erziehungsrat hat er den Finger auf manche Wunde gelegt, manche notwendige Forderung erhoben, manche fruchtbare Anregung in die Diskussion geworfen — kurz Wesentliches geleistet und sich eine gewichtige Position geschaffen. Der demokratische Erziehungsrat Gottfried Guggenbühl war ein ebenbürtiger Nachfolger seiner bedeutenden Vorgänger Robert Keller, Theodor Vetter und Hans Schinz.

«Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem» — so durfte man füglich von ihm sagen — und wie alle Persönlichkeiten dieser Art nicht allen genehm, nicht einmal allen von der historischen Zunft. Mit seiner Meinung hielt er nie hinter dem Berg: Gelehrtenhäutchen und akademische Überheblichkeit waren ihm, dem aus dem Volk aus eigener Kraft Emporgestiegenen und mit seinen politischen und kulturellen Anliegen eng Verbundenen, in tiefer Seele verhasst. Kritik und Tadel flossen vielleicht leichter von seinen Lippen als Lob und Anerkennung, aber wenn er Lob spendete und Anerkennung zollte, war beides ehrlich gemeint und in härtester Währung ausgerichtet. Er hatte einen feinen Spürsinn für echte Leistung und achtete sie, woher sie auch kam; er hat manchem, wenn er ihn für würdig befand, zur Geltung verholfen. Falls er es für nötig erachtete — und das war ein prächtiger Zug an ihm —, nahm er sich auch durchaus die Freiheit, den besten Freunden die Leviten zu lesen, wobei er einen mit «urchigstem» Kraftgut der Zürcher

Mundart gedüngten Wortschatz nicht verschmähte; er verübelte es aber auch nicht, wenn es in etwelcher Fraktur zurücktönte.

Gottfried Guggenbühl pflegte gerne die Geselligkeit in einem Kreise, der ihm passte. Ein angeregtes Gespräch, bei dem er stets wieder durch seine genaue Kenntnis der deutschen Literatur und der Bibel überraschte, und eine hitzige Debatte behagten ihm, und er wusste sich daran in allen Spielarten zu beteiligen — mit dem Florett oder, nicht ungerne, mit dem handfesten Dragonersäbel. Das mochte dazu beitragen, ihn als massiv und stachlig erscheinen zu lassen. Wer ihm aber näher stand, der spürte, dass sich hinter dieser rauhen Schale ein gemütvolleres, gütiges und empfindsames Wesen barg. Gottfried Guggenbühl wollte nicht daran gerührt haben — auch darin ein richtiger Zürcher; er hielt es mit dem Wort: Gefühle sind dazu da, um nicht geäußert zu werden. Doch dann und wann durchbrachen sie, selten und nur wenigen gegenüber, die herbere Wesensschicht, etwa, wenn er mit Kindern spaste, von seiner Familie sprach, mit einfachen Leuten plauderte, oder wenn er von «seinem» See schwärmte. Denn er war, Abkömmling einer alten Rebbauernfamilie, ein «Seebub» durch und durch, und er war stolz darauf, es zu sein und zu zeigen. Ein Bild, auf dem Zürichsee aufgenommen, hält einen solchen Moment fest, in dem das Strenge sich von seinen Zügen löste und ein eigenartiger Charme über ihnen lag.

In einem Gespräch nach der Trauerfeier fiel das Wort, der Verstorbene sei nur aus seinem Zürchertum und aus genauer Kenntnis von Zürcher Art und Geschichte ganz zu verstehen gewesen. Das stimmte. Gottfried Guggenbühl war aus gutem und hartem Zürcher Landholz geschnitzt, kantig und knorrig und dem Revoluzzen, falls er es für geboten hielt, nicht abgeneigt. Man verspürte um ihn etwas von den kraftvollen, originalen Naturen, die aus dem währschaftigen Boden der Zürcher Landschaft herauswachsen und die — leider — immer seltener werden.

Gottfried Guggenbühl hatte stets seinen eigenen Lebensstil gelebt, und er blieb ihm treu bis zum Ende. Heimtückisches Leiden hatte seinem Dasein nur noch kurze Frist gesetzt. Er wusste es, aber er verschloss sein Wissen: es lag ihm nicht, zu klagen, und es lag ihm noch weniger, mit Mitleid bedacht zu werden. Still und für viele überraschend ging er am 23. Januar 1959 zu den Schatten ein. An einem sonnigen Wintertag nahmen die vielen, denen sein Wesen und Wirken etwas bedeutete, von ihm Abschied. Der langjährige

Ortsgeistliche, Pfarrer Max Schaufelberger, der Erziehungsdirektor des Kantons Zürich, Regierungsrat Ernst Vaterlaus, sein Fachkollege an der ETH, Prof. J. R. von Salis, und Chefredaktor Viktor Jent vom «Landboten» liessen noch einmal das Bild des Menschen, des Erziehungsrates, des Gelehrten und des Politikers vor den Hörern erstehen. Dann wurde das Irdische Gottfried Guggenbühls im nahen Friedhof in die Erde gesenkt, im Banne der ehrwürdigen Dorfkirche, deren Glockenschlag den grössten Teil seines Lebensweges begleitet hatte. Hier ruht er — unfern des Ehrenmals von Ludwig Snell, den er als einen der geistigen Baumeister des neuen Kantons Zürich in einer seiner letzten Reden geehrt, unweit auch von dem geliebten See, dem er noch kurz, bevor die Augen sich für immer schlossen, mit seiner Feder so herzlich und schalkhaft gehuldigt hatte.